



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Hohrath, Clara: Im alten Brüssel : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Wir aßen auf dem Vorplatz, dessen rote Backsteinstiesen ein dicker Teppich bedeckte, wie ihn die Bäuerinnen hierzulande aus den Randstreifen ihres rauhen Wolltuches flechten. Ein altes stummes Weib trug auf. Köstlich schmeckte die Gemüsesuppe mit ihren hineingeschnittenen kräftigen Fleischstücken, und die gelben Äpfel waren trotz dem Spätwinter noch voll Duft und Frische. Einen dunkeln herben Rotwein, dessen Heimat die Gegend von Besançon vor, schenkte der Pfarrherr fleißig in mein Glas, und er ließ es nicht zu, daß ich ihn nach der Sitte des Landes mit Wasser mischte. Ich müßte mich nach der kalten Nacht im Freien innerlich wieder erwärmen. Meinem Kameraden wurde das Essen in den Raum im Erdgeschoß geschickt, wo man uns Quartier angewiesen hatte. Nach dem Essen kam die Haushälterin, die sich den Fremden wohl ansehen und Lob für ihre Kochkunst ernten mochte, ein schlankes Wesen von unbäurischer Gestalt und einem blassen friedvollen Gesicht, das etwas madonnenhaftes hatte. Seltsam berührte mich die Ähnlichkeit ihrer Haltung mit dem großen Muttergottesbild, das ich vorhin in dem Zimmer des Geistlichen gesehen hatte. Man hätte wetten mögen, das Mädchen oder die junge Frau habe Modell dazu gestanden.

Eine halbe Landsmännin von euch, warf der Pfarrer hin, als sie sich still wieder entfernt hatte. Ihr bemerkt vielleicht, wie wenig Ähnlichkeit sie mit den Leuten dieser Gegend hat? Sie ist zwar dunkel wie eine Französin und spricht unser Patois wie eine Jurassierin, aber ihre Eltern sind aus Baden eingewandert; ihr Bruder ist der Künstler, dem ich schöne Werke in der Kirche verdanke, ein geschickter und frommer Holzschneider!

(Schluß folgt)



## Im alten Brüssel

Von Clara Hohrath

(Fortsetzung)

11



Fintje ging nicht mehr in Madame Gérards Atelier. Sie konnte das Geschwätz der Mädchen über die unglückliche Mieke nicht mit anhören. Sie hatte auch alle Lust an der Erlernung der Korsettfabrikation verloren. Das Empfangszimmer Madame Gérards blendete sie längst nicht mehr mit seiner verstaubten Talmirpracht. Und der Anblick der bunten, schillernden Seidenstoffe half ihr nicht länger über die Eintönigkeit der ewigen Näherei hinweg. Nein, das war doch wohl der richtige Lebensweg nicht für sie, zum Stillsitzen in düsterm Raum war sie nicht geschaffen.

Deine Mutter, das Tuitje, hätte es auch nicht fertig gebracht, bestätigte die Großmutter.

Fintje verlangte nach Luft und Licht, es lockte sie gewaltsam in die breiten, hellen Straßen des schönen Brüssels hinaus.

Jeden Morgen wanderte ein Trupp Weiber und Mädchen die Steenport hinunter mit Körben und Handwagen. Das waren die Fisch-, die Mofsel- und die Froittwijven, die da auszogen, um ihre Ware in dem geschäftigen, vom Marktreiben erfüllten Kern der Stadt loszuschlagen.

Fintje hatte sich mit den Zitronen- und Orangenhändlerinnen des Windengangs besprochen. Nun hatte auch sie einen zitronengefüllten Korb am Arm hängen und war in die Funst der „gehenden Straßenverkäufer“ aufgenommen. Diese

durften nicht stillstehn und ihre Körbe nirgends niederstellen, denn sie bezahlten weder Steuern noch Platzgeld wie die Marktweiber und die Ständebefitzer; dieses herumstreichende Händlervolk war ohne Rechte, es war nicht geschützt und doch geduldet.

Im Morgengrauen wanderte Fintje schon, den schweren Korb am Arm, durch die stillen, reinlichen Straßen. Denn rein sind die Straßen Brüssels in den Morgenstunden. Nur frischer Gemüse- und köstlicher Früchteduft durchzieht die Luft, die von den großen Frühmärkten aufsteigt. Was weiß das frühe Brüssel von der schmutzigen, schleichenden Sünde, die kurz vorher die nächtlichen Straßen auf scheuen Sohlen durchwandert hat? Reingefegt, nüchtern und ehrbar stehn die Straßen im jungen Morgenlicht, die Mütter können ihre unschuldigen Töchterlein ungehütet durch sie laufen lassen. Jeden Morgen erwacht das große Brüssel nach dem kurzen Schlaf, der auf eine lange Sündennacht gefolgt ist, rein, jung und fromm wie ein freundliches Kind. Es geht zur Messe und läuft auf den Markt und kauft und handelt und fängt von vorn an zu leben mit kräftiger, junger Freudigkeit.

Fintje trieb sich gern in der Nähe der großen Märkte herum. Auf der alten Grand' Place mit ihren goldstrotzenden Gildenhäusern, mit ihren Blumen, den rosen-, narzissen- und fliederüberladnen Ständen. Schön wars auf der Grand' Place, das Gold der Hausfassaden glitzerte, und oben auf dem schlanken, feinen Rathhausturm ragte wie ein erstarrter Blitz die goldne Statue St. Michaels, Brüssels Schutzpatrons, hoch in den Himmel hinein. Fintje liebte den schönen Platz mit seinen betäubenden Blumengerüchen.

Von ihm streifte sie hinüber nach dem St. Katharinenmarkt, vorbei an der imposanten Börse, vor der sich alle die vielen Bahnen und Omnibusse und Wagen ewig kreuzten und begegneten, wo es zu jeder Tageszeit von Menschen wimmelte.

Hier auf dem alten St. Katharinenmarkt und seiner Umgebung machte sie die besten Geschäfte. Bis in die Hallen des Fischmarktes wagte sie sich, die sich hinunter verloren bis an das dunkle Wasser des Kanals. Der Steinboden der langen Halle war naß und schlüpfrig, die schrägabfallenden Verkaufstische, hinter denen die dicken flamändischen Fischweiber mit breit eingestemmtten, nackten, roten Armen standen, triefen von Wasser und Fischblut und glänzenden Schuppen. In den Körben züngelten und kreißen die geschmeidigen Aale; träge rührten sich die schwarzen Krebse in ihren Behältern. Die Fischweiber schrien, schmeichelten und fluchten auf Flamändisch und in schlechtem Französisch hinter den Hausfrauen und Dienstmädchen drein. *Madameke par ici! Madameke, komm hier!* rief es von allen Seiten zugleich.

In dem regen Treiben war es Fintje wohl, wenn nur der häßliche Fischgeruch, der schlüpfrige Schmutz und die beaufsichtigenden Schutzleute nicht gewesen wären. Unter ihren wachsamten Augen konnte sie in ihrem Rundgang durch die Hallen nicht innehalten, um ihre Zitronen zum Kauf anzubieten, und wurde nur hie und da einmal verstoßen eine Frucht los, wofür sie das Geld im Gehn hastig einsteckte.

Draußen in den Straßen ging das Verkaufen leichter vonstatten. Fintje gehörte nicht zu denen, die sich keck an den Straßenecken bei ihren Handwagen oder Körben aufstellten und sich von den Schutzleuten aufschreiben ließen, so oft es denen beliebte, ihr schwarzes Straßbüchlein aus der Tasche zu ziehen, oder die es gar machten wie Mutter Clot'pyp, das erheiternde Vorbild aller Straßenhändler!

Mutter Clot'pyp stand einmal breit und gemüthlich neben ihrem orangengefüllten Handwagen und rief mit weittönender Stimme ihre Ware aus: *Deux sous les oranges, un franc la douzaine, par ici, Madameke! Venez, Madameke!* Da kam ein eifriger junger Schutzmann gegangen. Kommt mit aufs Polizeibureau, Ihr mit Euerm Wagen! befahl er.

Fällt mir nicht ein. Wenn Ihr auf dem Polizeibureau durchaus meine

Drangen haben müßt, so schiebt den Wagen selber, sagte Mutter Clot'pyp gemüthlich.

Der eifrige junge Mensch in der nagelneuen Uniform aber schob zornig den Wagen vor sich her, daß ihm heiß wurde von der ungewohnten Anstrengung. Mit vergnügtem Gesicht watschelte die dicke Händlerin neben ihrem Wagen und rief zum Ärger des rothköpfigen Schutzmanns gemüthlich ihre Ware weiter aus: Deux sous les oranges, venez, achetez, Madameke, rien que deux sous!

Auf dem weiten Wege nach dem Polizeibureau lachten die jederzeit für einen Scherz empfänglichen Brüsseler, und Mutter Clot'pyp, die einen übereifrigen Schutzmann so praktisch als Karrenschieber ausnutzte, hatte die Lacher auf ihrer Seite.

Deux sous les belles oranges! Diese Zwauze\*) machte lange Furore unter dem Händlervolk.

Fintje aber gehörte nicht zu den Frechen, sie nahm ihren Korb auf und lief, was sie laufen konnte, sobald ein Schutzmann in Sicht kam. Denn sie wollte nicht aufgeschrieben werden. Bei denen, die kein Heim hatten, war das etwas andres, die saßen gern im Winter ihre Strafzeit ab, hinter schützenden Mauern, bei guter Kost. Ihr aber hatte die Großmutter eingeschärft: Laß dich nicht einstecken! Die Gefängnisluft wirft du nachher nicht wieder los; bist du einmal bestraft, behält das Gericht Gewalt über dich, und du bist kein freier Mensch mehr, dein Leben lang! Auch fürchtete sich Fintje vor dem Eingesperrtwerden, sie, die immer Bewegung und Abwechslung brauchte und Luft und Licht und Freiheit.

Den Schutzleuten war die stinke Ausreißerin schon bekannt, die ihnen niemals Arbeit machte.

Wohlwollend ermahnte wohl der eine oder der andre im Vorübergehn das nimmermüde, hagre Persönchen, wenn es einmal für einen Augenblick stehn blieb, um Atem zu holen, zwischen seinem ewigen Wandern: Weiter, Kleine, weiter!

Und Fintje, das müde, gejagte Frottwybke, lief gehorjam weiter.

\* \* \*

Grau senkte sich schon die Dämmerung in die Straßen nieder, und Brüssel zündete seine vielen glitzernden Lichter an. Die Restaurants, die Cafés, die unzähligen kleinen und großen Theater erwachten zum Leben und öffneten ihre gastlichen Tore weit, denn am Abend will sich der Brüsseler amüsieren, da schüttelt er die Lasten, Sorgen und Pflichten des Tages ab.

Fintje aber hatte ihren Tag noch nicht abgeschlossen. Sie hatte heute schlechte Geschäfte gemacht, noch halb voll war ihr Korb. Die Großmutter aber wurde böse, wenn sie mit so armseligem Gewinn heimkam. Darum schleppete sich Fintje noch weiter ab. Sie war müde zum Umsinken.

Mutlos starnte sie in die dämmergraue Straßenferne: keine Glücksvision winkte ihr. In den breiten, vornehmen Straßen des schönen Brüssels kam auch das Glück, das freundliche Glück der Feenmärchen nicht gegangen, wie sie das vor kurzem doch im geheimen gehofft hatte.

Sie war nüchtern geworden, sie glaubte kaum noch an eine glänzende Zukunft. Der Weg in die Höhe war schwerer zu finden, als sie gedacht hatte. Weiter, immer rastlos weiter laufen, wie ein gehektes Wild, das war jetzt ihre Lösung. Noch immer hatte sie auf nichts ein Recht, nicht einmal aufs Stillstehn und Ausruhn. Weiter, Kleine, weiter! Und sie war nun schon bald siebenzehn Jahre alt! Und das Glück?

Schwer drückte der Korb mit Drangen auf ihren magern Arm, mühselig schleppete sie sich an den Häusern hin. Still war es auf dem breiten, abgelegnen Boulevard de la Senne. Endlich erpähte sie jemand, dem sie ihre Drangen aufdrängen konnte. Ein schlanker, großer, breitschultriger Herr. Wie er näher kam,

\*) Zwauze = Brüsseler Ausdruck für Schelmenstreich.

schrak Fintje zusammen. Sie glaubte diese hohe Figur, den Gang, die Bewegungen zu kennen. Jan l'Grand! Ob er's wirklich war? Alle Müdigkeit war verfliegen. Schon lief sie neben ihm her.

Drangen, Mossieu? Schöne saftige!

Sie hatte Mühe, Schritt mit ihm zu halten. Unter einer hellen Laterne blieb er stehn und sah der kleinen Verkäuferin aufmerksam ins Gesicht. Auch Fintje starrte ihm in gespannter Neugierde nach den Augen.

Nein, er war es nicht! Diese lichtbraunen, leuchtenden Augen hatte sie nie vorher gesehen.

Was willst du für deine Drangen haben?

Ach, die Stimme erinnerte sie nun doch wieder an Jan; bei ihrem Klang durchrieselte es sie freudig in selbiger Erinnerung. Sie hätte diese liebe Stimme noch lange hören mögen.

Gehn Sie nur weiter, Mossieu, ich darf nicht stehn bleiben, die Polizei hat immer ein Auge auf uns. Ich halte schon Schritt mit Ihnen. Wie viel Drangen wollen Sie mir abkaufen? Ich habe heute einen schlechten Tag gehabt!

Das nimmt mich wunder! Mit solchen Augen und solcher Schmeichelstimme, wie sie dir zur Verfügung stehn, müßtest du, sollte ich meinen, immer vorzügliche Geschäfte machen.

Fintje lachte hell auf. Die Unterhaltung war im Gange, die liebe Stimme, seine Stimme, sprach noch weiter zu ihr. Es störte sie nicht, daß der Fremde sie so eingehend musterte wie etwa ein lebloses Kunstwerk.

Wie kommst du nur zu den auffallenden rotblonden Haaren, du kleine Zigeunerin? Als hätten deine Drangen auf sie abgefärbt!

Kaufen Sie ein paar, Mossieu, vielleicht hats auch auf die ihren einen guten Einfluß.

Freche kleine Kaze! Wo in aller Welt soll ich deine unförmlichen Drangen denn unterbringen? Da in der Paletottasche? Na meinetwegen, die beiden kleinen. Verkaufst du jeden Abend deine Drangen an dieser Stelle?

O, Mossieu, ich laufe bald durch diese, bald durch jene Straße!

Wenn ich dir aber nun morgen Abend wieder Drangen abkaufen möchte?

Dann bin ich morgen wieder zu dieser Zeit hier am Plaze!

Gut, dann also auf Wiedersehen, kleine Heze.

Auf morgen, Mossieu, und schönen Dank.

Bergnügt steckte Fintje das Silberstück ein, er wollte es nicht gewechselt haben, der großmütige Herr. Kein Wunder, daß er so nobel war, wo er ja eine so auffallende Ähnlichkeit hatte mit dem vornehmen, edeln, guten Herrn, den sie lieb gehabt hatte.

Nun konnte sie heim zur Großmutter, nun stimmte ihre Kasse mit einemmal. Und morgen Abend würde sie wieder ein profitliches Geschäft abschließen mit diesem neuen spendabeln Kunden — und würde die liebe Stimme wieder hören, Jans Stimme!

Abend für Abend trafen sich die beiden jetzt an derselben Stelle. Sie gingen ein immer längeres Stück Wegs miteinander. Auf Fintje übte die wohl lautende Stimme des Fremden immer noch denselben Zauber aus. Aber ein Fremder war er ihr ja nicht mehr: er kannte ihr ganzes bisheriges Leben, all ihr Denken, Trachten, Hoffen, wußte, daß sie Fintje d'el Trap hieß und im Pouchenellekeller der Windengasse zuhause war. Und sie wußte auch viel von ihm: sie wußte, daß er René mit Vornamen hieß und ein feiner, reicher, freundlicher Herr war, der sie, die magere, unansehnliche Kellerratte, hübsch und liebenswert fand.

\*     \*     \*

Es herrschte laute Aufregung im Pouchenellekeller. Fintje war am Morgen ohne ihren Drangenkorb fortgewandert und nicht mehr zurückgekommen. Auf dem

Lager der Großmutter aber hatte ein Zettel gelegen, mit ungelentken großen Buchstaben beschrieben:

Sorgt euch nicht um mich, ich werde es fortan schön und gut haben.

Fintje.

Die Heze war mit dem Zettel in Domkes Zimmer gegangen und hatte ihn da hohnlachend auf den Tisch geworfen.

Und das Puppenonkelchen hatte über dem Lesen die Farbe gewechselt und sich dann langsam aufgerichtet.

Ich werde gehn und sie suchen und wieder heim bringen, hatte er gesagt.

Da hatte die Heze ihn schallend ausgelacht.

Sie suchen in der großen Stadt? Und wenn du sie auch fändest, meinst du denn, sie würde dir gehorsam nach Hause folgen wie ein entlaufnes Hündlein? Die sieht dich nicht an, die kennt dich nicht mehr, die stolze Dirne, die lacht dir ins Gesicht! Die hat sich einem Reichen verkauft, da kannst du Gift drauf nehmen, sie ist eine d'el Trap! Und mich geht sie künftig nichts mehr an, ich kenne diese ehrlose Dirne nicht länger, sie ist nicht von meinem Blut. Laß sie laufen, rat ich dir!

Aber Domke ging still hinaus, denn er dachte anders als die harte alte Frau.

Und wie am Abend die Vorstellung der Marionetten über die Bühne gehn sollte im Pouchenellekeller, war Domke noch nicht zurück von seiner Wanderung durch Brüssels lange Straßen. Nach einer gefühlvollen, entschuldigenden Ansprache Papa Toones erhielten die Komödienbesucher ihren Cent herausbezahlt. Sie drängten sich aber gutmütig alle in die Schenke, um bei einem Glase gemüthlich die Neugierkeit vom geheimnisvollen Verschwinden der kleinen Kellerratte zu besprechen. Und Papa Toone machte an diesem Abend noch unerwartet gute Geschäfte.

## 12

Es sind keine Blumen mehr auf der Grand' Place und keine Menschen mehr im Innern der Stadt zu sehen. Blumen und Menschen sind ausgewandert nach den breiten, stolzen, bäumebestandnen Boulevards, die als grüner Gürtel das alte Brüssel umziehen. Hier stehen die Menschen gedrängt, Kopf an Kopf, mit gerecktem Hals und schaulustigen Augen. Nur der breite Fahrweg ist frei gehalten. Auf ihm tummeln sich die Blumen, alle Blumen der Grand' Place, alle Blumen aus Brüssels gartenreichen Vororten, Blumen weit hergereist aus südlichen Ländern, Blumen in schwülen Treibhäusern erblüht, schlichte Wald- und Feldblumen. Da drehn sie sich, bunt wie Feuerwerk, in unablässigen Kreisen: das sind die Fahrräder. Nun kommen die Wagen. Länger noch recken sich die Hälse, denn die Wagen, die sind das Schönste des Blumenforjos. Da ziehn schwankende Rosenlauben vorüber, mohndüberwucherte Strohütten, bunte Chrysanthementempel, Muscheln aus weißen Narzissen gewoben, Baldachine von Schleiern blasser Syringen überhängt, und unter den Blumendächern und in den Lauben Menschenblüten, Kinder und Frauen, zum großen Teil schön und lieblich wie die Blumen, die sie umkränzen. Und zwischen den reichen Märchenwagen rasseln naive Bauernfuhrwerke, vollgesteckt mit ganzen Familien, als einzigen Schmuck einen derben Blumenstrauß an den Laternen. Die rufen vergnügtes Gelächter wach in den Reihen der Schaulustigen, besonders unter den Marolliens. Denn die Marolliens sind auch gekommen, die Blumen, die sie besser aus den Namen ihrer elenden Gassen als aus der Wirklichkeit kennen, anzustarren. Die Marolliens schau'n sich trunken an dieser duftenden Blumenorgie.

Sie geben ihrer Bewunderung in ungenierten Rufen Ausdruck.

Ah, da seht her! Und was dort hinten kommt! Ah, die großen roten Rosen! Und jetzt! Der weiße Wagen, der hat den ersten Preis! Seht doch! Sie recken sich auf den Beinen in die Höhe, um den preisgekrönten weißen Feenwagen besser zu sehen. Der ist der schönste! Der hat den Preis verdient!

Ein langschweifiger milchweißer Araber, von einem beflügelten Amor, einem schlanken, zierlichen blonden Knaben geritten, zieht voll tänzelnder Grazie einen ganzen Wald sich wiegender Orchideen daher. Die zartfarbigen Blütendolden beben und schwanken in der blauen Sommerluft, die goldne Junisonne lugt flimmernd hinein in diesen zitternden duftigen Blütenwald. Aus ihm hervor schaut ein pikantes blaßes Mädchengesicht mit übergroßen schwarzen Augen, die schmalen Wangen umrahmt von rötlichem Haar, selbst eine fremdartige Blüte wie die exotischen Blumenkinder um sie her. Eine stolze kleine Blüte, die es selbst kaum mehr weiß, daß sie in einem düstern Keller erblüht ist und Fintje heißt. Sie fährt spazieren in Blumen gebettet in einem Märchenland, selbst die schönste der Märchenprinzessinnen. In einem wunderbaren Traume fährt sie dahin. Hochmütig gleiten ihre Augen über die Menge der Zuschauer, die nur dastehn, um sie anzustarren. Wie sie gaffen und die Häse reden! Plötzlich aber gleitet ein Schatten, ein jähes Erschrecken über das Gesicht der stolzen Blumenkönigin. Der da in der vordersten Reihe steht, schwächling und armselig und traurig, das ist Domke, sie erkennt ihn sofort. Was braucht er sich ihr in den Weg zu stellen auf ihrem traumseligen Triumphzug durch das schöne Wunderland? Fintjes Augen sehen über ihn hinweg wie über einen Fremden, langsam wendet sie den Kopf nach der andern Seite. Bleicher noch als ihre Blumen sitzt sie jetzt da, und manche von denen, an denen sie vorüberfährt, fragen einander: Wer mag doch diese pikante Kleine sein?

Der preisgekrönte Orchideenwagen machte Sensation.

Dicht hinter ihm, sodasß der Kopf seines Fuchses die überhängenden Blüten berührte, kutscherte auf seinem eisenüberhängten Gig der eitle, hübsche René, der glückliche Komponist dieser vielbewunderten Blumenfisonie.

## 13

Sie fuhren ins „Bois de la Cambre.“ Fintje hatte sich das längst schon gewünscht, an einem warmen Sommerabend wie heute nach dem herrlichen Lustwald zu fahren. Wohl ist sie an Sonntagnachmittagen schon dort gewesen, bei „Moeder Lambic“ ist sie mit Domke und Papa Toone und andern Marcolliens eingelehrt, in der „Latterie“ aber, dem vornehmen Restaurant mitten im Walde, wo René sie hinfahren will, war sie noch nie.

Das Bois de la Cambre zeigt an solchen Wochenabenden ein reservierteres, vornehmeres Gesicht als an den plebejischen Sonntagnachmittagen. Still und feierlich stehn die alten Niesenbäume zu beiden Seiten der breiten, gepflegten Wege.

Eine lichterumgürtete Insel lag die Latterie in dem nachtdunkeln Walde. Geblendet startete Fintje die langen Lampenketten an, die sich in geschwungenen Linien unter den hohen Bäumen hinreichten und sich fern in den schweigenden Wald verloren. Im nähern Umkreis des Restaurationsgebäudes aber war helles, fröhliches Leben. Brüssels beau monde gab sich hier Rendezvous. An den unzähligen kleinen runden Tischen, die in engem Gewühl die alten Waldbäume umstanden, war kein Platz unbesetzt.

René aber hatte sich einen Tisch reservieren lassen, keinen der ungedeckten, gläserbestandnen Tische, an denen die Familienväter und ihre unverheirateten, ehrbaren Töchter saßen und bescheiden ihre kühle Limonade tranken, nein, einen Tisch auf der großen Terrasse, wo es bunter und traulicher aussah als hier unten.

D, es war schön auf der Terrasse, zauberhaft schön in Fintjes Augen. Da standen zwischen verbergenden Pflanzengruppen die weißgedeckten mit silbernen Geväten und blumenbemaltem Service bestellten Tische. Jeden schmückte ein bunt umschirmtes Licht und ein Kelchglas mit wenigen leuchtenden, duftenden Blumen. Die blauen, roten, gelben Lampen warfen ihren verklärenden Schimmer auf die von üppigem Haar umrahmten rosigen Frauengesichter.

Auch Fintje saß an einem der weißgedeckten Tische, auch ihr schmales Gesicht wurde von der Blut ihrer roten Tischlampe überflutet, auch sie hatte Blumen vor

sich stehn, deren betäubender Duft ihr zu Kopfe stieg. Wie die andern Damen hier oben steckte auch sie in einer eleganten Toilette, und ein großer fleidsamer Hut überschattete ihr Haar und ihre Stirn, und aus diesem Schatten leuchteten ihre übergroßen Augen doppelt geheimnisvoll hervor. Sie konnte sich vor all den schönen reichen Menschen sehen lassen, keiner sah ihr die gewesene Kellerratte an. Der feine René brauchte sich ihrer nicht zu schämen, auch vor seinen vornehmen adlichen Freunden nicht. Er ließ Champagner kommen. Fintje sah in freudiger Aufregung zu, wie der kostbare goldne Wein in den Sektbechern schäumte. Verstoßen schaute sie sich um. Ja, die andern Damen hatten auch Champagner vor sich stehn. Vorsichtig nippte sie an dem unbekanntem Getränk. René's Augen beobachteten sie in lächelndem Interesse.

Nun, Josephine, behagt dir der Wein? Nur mutig getrunken!

Lachend gehorchte sie. Josephine hieß sie jetzt, Fintje war nicht mehr vornehm genug für sie. Natürlich nicht, so wie sie jetzt aussah! Es tat ihr leid, daß nicht große Spiegel vom Himmel herunterhingen, in denen sie sich sehen konnte in ihrem weißen Kleid und dem großen kostbaren Hut.

Das gute Essen schmeckte der kleinen Kellerratte, ebenso der Champagner. Zu sprechen mußte sie nicht viel, René verlangte das auch nicht, er hatte es lieber, wenn sie ihm zuhörte. Sie tat das auch, wenigstens mit den Augen, die hörten ihm anscheinend voll Andacht zu. Aber die logen. Fintje verstand immer weniger von dem, was er zu ihr sprach, sie hörte gar nicht darauf. Sie hörte nur noch auf die Musik. Denn die Musik ist das schönste in diesem Märchenreich der Laiterie. Es sind Zigeuner, die hier in den warmen Sommernächten spielen. Fintje konnte den kleinen Musiktempel sehen, wo die Zigeunerkapelle spielte. Der Kapellmeister schwang keinen Taktstock, er spielte selbst die Geige, nur mit den Augen und den lagenhaften Schwingungen seines geschmeidigen Körpers dirigierte er die andern.

Die Geigen der Zigeuner klagten und höhnten und kicherten. Solche Musik hatte Fintje noch niemals vernommen. In rasendem Laufe klangen die Töne unsichtbare Leitern hinauf, bis in den fernen, blauschwarzen Nachthimmel hinein, und leise kamen sie wieder herunter geträufelt wie klare Tränen; sie fielen ins Herz hinein und machten es erschauern in unerklärlichem Weh. Und die Töne stiegen wieder und jagten einander und hasteten sich ab und spielten Verstecken mit dem bebenden, silbern von der Erde her beleuchteten Laubwerk der Bäume, und sie erschütterten die Luft, daß ein geheimnisvolles Brausen entstand, das sich verbreitete und anschwell und den ganzen Wald in Aufruhr brachte und die armen eingeschürzten Menschenherzen zu sprengen drohte.

Fintje atmete auf, tief auf, wie nach einem schweren Traum, als die Geigen der Zigeuner endlich schwiegen.

Auch René war still geworden.

Von einem der benachbarten Tische kam ein Herr mit seiner Dame zu dem schweigsamen Pärchen herüber. Der Elegant war ein Freund René's. René gab viel auf das Urteil des jungen, schwerverschuldeten Duc. Der kniff sein Glas ins Auge und betrachtete aufmerksam die neue Erscheinung der Laiterieterrasse. Seine Begleiterin, eine auffallend gekleidete Dame mit schönen, ausdruckslosen Gesichtszügen, wie sie in Wachsfigurenkabinetts herumstehn, unterhielt sich mit René, während ihre Augen dabei unausgesetzt mit kritischem, mißgünstigem Blick auf Fintje ruhten, an die sie dann wie gelangweilt einige Worte richtete, auf die diese keine Antwort zu geben wußte. Der Duc aber klopfte seinen bürgerlichen Freund wohlwollend auf die Schulter und sagte halbblaut: Donnerwetter, René, hast du einen Duse! Ich gratuliere. Wo hast du die seltne Perle nur aufgefischt? Die beiden wir dir alle, da hast du Geschmack bewiesen, René!

Bei dem Lob errödete René vor Vergnügen wie ein Mädchen.

Die beiden gingen nun wieder zu ihrem Tisch zurück. René aber schenkte

Fintje von neuem ein, er lehnte sich über den Tisch zu ihr hinüber und sah sie mit bewundernden, heißen Blicken an, als erfasse er jetzt erst ihren ganzen Wert. Wenn er sprach, klang seine Stimme so weich wie die eines Bittenden.

Komm, der Wagen ist vorgefahren, Josephine.

Schon? Bögernd erhob sich Fintje und warf einen bedauernden Blick über das zaubervolle Bild der Terrasse.

René bot ihr den Arm, um sie durch die langen Menschen- und Tischreihen zu dem Wagen zu führen. Alle Köpfe wandten sich dem aufbrechenden Paare zu. Fintje ging sehr aufrecht, den Kopf mit dem teuern Hut stolz zurückgeworfen. Ihre Augen flimmerten. Die kleine, weißbehandtschuhete Hand krallte sich fest in René's Arm, ihr war ein wenig schwindlig von dem ungewohnten Genuß des Champagners, aber niemand konnte es ihr anmerken.

René kutschierte heute nicht. Bequem lehnte er neben Fintje in der leichten Viktoria.

Fintje sah sich fortgesetzt um nach den Lichtern der Laiterie, die aus immer größerer Ferne wie bunte Leuchtkäfer durch das Dunkel des Waldes schimmerten. Es war späte Nacht geworden. Ein köstlicher Duft stieg von der feuchten Erde und dem Laubwerk auf. Das Kind der schmutzigen, steinernen Gassen atmete mit gierigem Behagen den ozonreichen Waldesduft. Silber beleuchtete der Mond die breiten ebenen Wege, geräuschlos glitt der Wagen darüber hin.

Laß uns noch nicht zum Bois hinausfahren, René, o bitte! Es ist zu schön hier.

Und René gab dem Kutscher Befehl, noch einmal rund um den See zu fahren.

Der Waldsee lag still und spiegelte alle Himmelssterne wieder, im Inselrestaurant war nur ein einziges Fenster erhellt, verschlafen lag es auf seiner buschbesetzten kleinen Insel. Die Fähre ruhte regungslos am Ufer.

Noch nie in ihrem Leben hatte Fintje eine Nacht im Walde erlebt.

Es war zuviel des Schönen für eine siebzehnjährige Marcolienne. Fintje lehnte den Kopf an René's Schulter und brach in Tränen aus.

Was ist dir, Josephine?

Zu schön ist's, René! Die Welt ist gar zu schön. Und du gibst mir das alles, du bist gut gegen mich wie der liebe Gott, René.

René schüttelte zwar den Kopf, aber diese hingebende Bewunderung und Dankbarkeit freute ihn doch, er glaubte wirklich der armen Kleinen viel Gutes anzutun und fühlte kaum den Stachel dieses unverdienten Lobes. Schlecht war René ja nicht, nur ein gutmütiger, lebenswürdiger Egoist. Bosheit, Leidenschaft oder Sinnesgier lenkten seine Handlungen nicht, alle Fehler wurzelten bei ihm einzig in der Eitelkeit. Er war der Sohn eines reich gewordenen Kaufmanns und hatte sich in die höchsten Gesellschaftskreise einzuführen gewußt. Sein einziges Bestreben war, es in allen Dingen seinen adlichen Freunden gleich zu tun. Da seine Freunde Maitressen hatten, sich Pferde hielten und im feudalistischen Klub verkehrten, hielt sich auch René Pferde, verkehrte im feudalistischen Klub und verschwendete seines Vaters Geld an die anspruchsvollen Damen der Halbwelt, obschon er seiner Anlage nach wenig Genuß aus dem Verkehr mit diesen kostspieligen, meist niedriggesinnten und langweiligen Geschöpfen zog. Doch welcher anständige junge Mann konnte in der Brüssler „Grand Monde“ verkehren, ohne sich einer hübschen Maitresse zu rühmen? Noblesse oblige! Als René unter der Laterne des Boulevard de la Senne zum erstenmal in das pikante Gesichtchen der kleinen Drangenverkäuferin gesehen hatte, hatte er sogleich seiner Freunde denken müssen, und was die zu so einem Gesichtchen wohl sagen würden. Und heute Abend hatte der blasierte, kritische, tonangebende Duc seine kühnsten Erwartungen übertroffen in der Anerkennung seiner eigenmächtigen Wahl: „Du hast Geschmack bewiesen, die neiden wir dir alle,“ hatte er gesagt. In René's eitelm, gutmütigem Herzen war jetzt eine warme, beinahe brüderlich wohlwollende Zuneigung zu dem ver-

trauensseligen, aparten Kinde, das sich mit so hingebender Liebe an ihn lehnte, erwacht. Ja, sie mochten ihm die süße Kleine neiden. Er aber wollte sie für sich behalten, als sein kostbarstes Gut, und sie sollte es gut haben bei ihm. Nie sollte sie ihre vertrauende Hingebung bereuen!

Bärtlich legte er den Arm um Fintje, um sie besser zu stützen.

Meine süße kleine Frau! Wir wollen einander lieb behalten in alle Ewigkeit!

Sie hob einen Augenblick das schwere Köpfchen von seiner Schulter und nickte ihm treuherzig zu. Natürlich würden sie einander immer lieb behalten! Weil er sie lieb hatte, schenkte er ihr all die schönen Dinge, die Kleider und Hüte und Ringe und das Haus und die Möbel, und weil sie ihn ebenso lieb hatte, nahm sie alles beglückt entgegen und gab ihm dafür alles, was sie hatte, ihr ganzes unberührtes kleines Selbst. Denn wenn zwei einander lieb haben, gehört ihnen alles gemeinsam, als ob sie nur ein Mensch wären, und sie sind sich gegenseitig nichts schuldig als ihre Liebe.

Natürlich konnte der vornehme René sie, die armselige Kellerratte, nicht heiraten, was würde seine reiche Familie, und was würden erst seine Freunde dazu sagen! Aber war das denn gar so wichtig, ob ihre beiden Namen im Katastrophal gebucht standen? Wenn sie doch einander liebten? War das nicht das einzig Wichtige? Und eben sagte es René ja, daß sie einander lieb behalten wollten in alle Ewigkeit!

Selig lächelnd schloß sie an seiner Schulter ein, während der Wagen noch dahin rollte unter den hohen, ernsthaften Bäumen des Bois de la Cambre.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Die Neigung der Presse, die Dinge sensationell zu überreiben, ist selten in dem Maße hervorgetreten wie in der Berichterstattung über den Bergwerkstreik in Westfalen und in der Behandlung der russischen Vorgänge. Bei diesen namentlich hat sich genau wiederholt, was bei dem Moskauer Unglück bei der Krönung des jetzigen Zaren zu beobachten war: eine bis ins Ungeheure gehende Aufbauschung des wirklichen Tatbestands. Ebenso wie man damals die Zahl der Verunglückten in geradezu wahnwitziger Weise übertrieb, ist es jetzt mit den angeblichen Leichenhaufen bei den Petersburger Krawallen geschehen. Dieselben Zeitungen, die mitteilten, daß die russischen Behörden keine Telegramme durchließen, berichteten dennoch in derselben Nummer über zweitausend und mehr Tote. Wer sie unter dem Feuer der einschreitenden Truppen gezählt haben sollte, wurde freilich nicht gesagt. Gewiß haben die armen betörten Menschen einen Anspruch auf das allgemeine Mitleid, und die Frage, ob die Abwehrmaßnahmen nicht in einem frühern Stadium, schon bei Beginn der ersten Zusammenrottungen, und dann bei allem Nachdruck in unblutigerer Weise geschehen konnten, ist durchaus gerechtfertigt. Aber in Rußland werden seit jeher Menschenleben nicht nach westeuropäischem Maße gemessen. Mit einem Volke, das in dieser Hinsicht weicherziger wäre, würden Verteidigungskämpfe wie die von Sebastopol und Port Arthur mit ihren furchtbaren Menschenopfern kaum möglich sein. Friedrichs des Großen Generale klagten nach der Schlacht bei Zorndorf, daß man die Russen nicht nur totschießen, sondern die Toten auch noch umwerfen müsse, und genau derselbe Zug geht durch alle russischen Feldzüge: die russischen Hekatomben bei Austerlitz und während des letzten Türkenkriegs bei Plewna spiegeln alle denselben Charakterzug wider. Und wer sich